Die Brille

Autor(en): **Sacher-Masoch, Alexander**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **260 (1987)**

PDF erstellt am: **08.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-655925

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ALEXANDER SACHER-MASOCH

Die Brille

Da ist eine Brille unter den Gegenständen auf meinem Regal, eine alte Brille, goldgefasst, aus der ein Glas fehlt. Gestern hat mich jemand gefragt, ob es meine Brille sei oder woher sie stamme. Da erwähnte ich, dass sie meinem Grossvater gehört habe. Ich hätte sie aufgehoben, zum Andenken gleichsam, und ich trüge sie nie.

Später dann, als ich allein war, wanderten meine Augen immer wieder zu ihr hinüber. Denn ich hatte sie schon ganz vergessen, obwohl ich sie täglich sah, seit Jahren. Das ist so mit Gegenständen, die nahe sind und die man täglich sieht. Weil sie immer da sind, werden sie ein Teil der Welt, in der man lebt, deren Einzelheiten man vergisst, oder nur dann bemerkt, wenn irgend etwas fehlt oder sich verändert.

Jetzt sah ich die Brille wieder und erinnerte mich.

Diese Brille gehörte zu meinem Grossvater, man konnte sich ihn nicht vorstellen ohne sie. Wo er auch ging und stand, stets trug er sie bei sich. Viele Menschen haben Brillen, die so zu ihnen gehören, dass sie fast eins geworden sind mit ihrem Wesen. Aber mit meines Grossvaters Brille war etwas Besonderes los.

Er setzte sie nämlich fast nie auf. So kam es, dass ich als kleiner Junge manchmal glaubte, die Brille sei gar nicht wirklich dazu da, um irgendwie den Augen behilflich zu sein, ja, dass ich später lange Zeit überzeugt davon war, Brillen seien hinderlich fürs wirkliche Sehen. Darin bestärkte mich mein Gespräch mit meinem Grossvater, das wir irgendwann einmal geführt hatten.

Frage ich ihn vor einem Spaziergang, als wir aus dem Haus traten:

«Soll ich die Brille holen? Du hast sie auf dem Tisch vergessen.»

«Ja unbedingt», erwiderte er, «lauf nur zurück.»

Er wollte sie immer bei sich haben. Das schien ihm wichtig zu sein, obgleich er sie niemals trug. Vielleicht fragte ich damals irgendwie danach, weil mir das auffiel.

«Ja, das ist so», erwiderte er, «ohne Brille sehe ich alles viel schöner. Die Menschen sind alle freundlich, sie haben keine Falten und Runzeln im Gesicht, die Häuser sind wie grosse helle Flächen. Alles ist schön, duftig und weich...»

«Aber warum hast du sie dann, die Brille?» fragte ich vielleicht.

«Manchmal braucht man sie doch. Ich glaube

Letzte Saison für das Saanenmöser-Funi
Der Betrieb des originellen Funis aus dem Jahre 1938 wurde leider auf Ende Saison 1985/86 eingestellt – eine Attraktion im beliebten Skigebiet weniger!
(Photo Hansueli Trachsel, Bern)

nicht, dass du das jetzt schon verstehst.»

Insgeheim setzte ich die Brille auf und war sehr erschreckt vom Ergebnis. Ich fand nämlich, dass mein Grossvater (was unfasslich war) log. Es war genau umgekehrt. Mit der Brille war alles verschwommen und nebelhaft.

Manchmal brauchte er sie. Ich kann mich an zwei Fälle erinnern. Einmal trug er sie mehrere Tage lang, sass über Bücher gebeugt, verhandelte mit vielen fremden Menschen, die aus- und eingingen im alten Haus, aus dem wir bald fortzogen. Das war damals, als er sein ganzes Vermögen verlor und sehr arm wurde. Damals setzte er sie auf, rechnete alles durch, scharf und klar, bezahlte seine Rechnung.

Dann einmal – er war schon recht alt und krank damals, als die Nachricht kam, dass sein jüngster Sohn gefallen sei, irgendwo in Russland.

Die alte Brille. Er hatte doch nicht gelogen, wie ich später erfuhr. Manchmal brauchte er sie. Das war dann, wenn er dem Schicksal ins Auge sehen wollte. Wie ein Mann...

Nachwuchs im Tierpark Dählhölzli Bern
Neun junge Wildschweine drängen sich um das Mutterschwein und erfreuen die vielen Besucher im Frühling 1986.
(Photo Hansueli Trachsel, Bern)

ANEKDOTEN

Der Ausweg

Der Maler Max Slevogt schwankte eine Zeitlang zwischen der Malerei und der Musik, denn er hatte nicht nur Maltalent, sondern auch eine sehr schöne Stimme. «Und weshalb sind Sie dann Maler geworden?» fragte ihn einmal ein Reporter. «Dafür gibt es einen einleuchtenden Grund», meinte Slevogt lächelnd. «Wenn ein Sänger seine Stimme verliert, dann ist es aus mit ihm. Wenn aber ein Maler nicht mehr malen kann, dann geht er eben unter die Modernen...»

Mythe und Miete

Als die Sängerin Pauline Lucca noch eine unbekannte Anfängerin war, wurde sie einmal zu einem Gastspiel nach Prag verpflichtet. Auf der Probe zu «Tannhäuser» stellte sich heraus, dass sie keine Ahnung von ihrer Partie hatte. «Kennen Sie denn den Text nicht?» fragte der Spielleiter vollkommen verblüfft. Nein, sie kannte den Text nicht. «Aber sie müssen doch wenigstens etwas von der Mythe wissen!» rief der Spielleiter verzweifelt. Da meinte die Lucca: «Meine Miete interessiert mich nicht, die zahlt ja der Fürst Lobkowitz!»